

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916**

22.10.1916 (No. 43)



# Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 43

Karlsruhe, Sonntag, 22. Oktober

1916

## Jugendgedenken.

Von Gottfried Keller.

Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,  
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn,  
Wo die Silbersaite, angeschlagen,  
Klar, doch bebend, gab den ersten Ton,  
Der mein Leben lang,  
Erst heut noch, widerklang,  
Ob die Saite längst zerrissen schon;

Wo ich ohne Tugend, ohne Sünde,  
Blank wie Schnee vor dieser Sonne lag,  
Wo dem Kindesauge noch die Binde  
Lind verbarg den blendend hellen Tag:  
Du entschwindne Welt  
Klingst über Wald und Feld  
Hinter mir wie ferner Wachtelschlag.

Wie so fabelhaft ist hingegangen  
Jener Zeit bescheidne Frühlingspracht,  
Wo, von Mutterliebe noch umfangen,  
Schon die Jugendliebe leis erwacht,  
Wie, vom Sonnenschein  
Durchspielt, ein Edelstein,  
Den ein Glücklicher ans Licht gebracht.

Wenn ich scheidend einst muß überspringen  
Jene Kluft, die keine Brücke trägt,  
Wird mir nicht ein Lied entgegenklingen,  
Das bekannt und ahnend mich erregt?  
O die Welt ist weit!  
Ob nicht die Jugendzeit  
Irgendwo noch an das Herz mir schlägt?

Träumerei! was sollten jene hoffen!  
Die nie sahn der Jugend Lieblichkeit,  
Die ein unnatürlich Loß getroffen,  
Frucht zu bringen ohne Blütenzeit?  
Ach, was man nicht kennt,  
Danach das Herz nicht brennt  
Und bleibt kalt dafür in Ewigkeit!

In den Waldeskronen meines Lebens  
Atme fort, du kühles Morgenwehn!  
Heiter leuchte, Frühstern guten Strebens,  
Laß mich treu in deinem Scheine gehn!  
Rankend Immergrün  
Soll meinen Stab umblühen,  
Nur noch einmal will ich rückwärts sehn!

Inhalt: Jugendgedenken. Von Gottfried Keller. — „Luthers Glaube.“ Von Geh. Regierungsrat Ernst Troeltzsch, Professor der Philosophie an der Universität Berlin. — Ein badischer „Schullehrer“, Karl Philipp Kasper. Von Billi Preisendanz, Karlsruhe. — Zu F. G. Fischers 100. Geburtstag. Von S. Werner, Stuttgart. — Eine Hundegeschichte. Von Charles De Coster.

## „Luthers Glaube.“

Von

Geh. Regierungsrat Ernst Troeltzsch,  
Professor der Philosophie an der Universität Berlin.

In wenig Wochen hat der Zufall von verschiedenen Seiten her merkwürdige Schriftstücke auf meinem Schreibtisch verammelt; Hermann Bahrs „Himmelfahrt“ und „Expressionismus“, Martin Bubers „Vom Geist des Judentums“, Franz Bleis „Menschliche Betrachtungen zur Politik“, Ricarda Huch „Luthers Glaube“. Es sind alles Bücher von hochbegabten, in aller modernen Kultur bewanderten und künstlerisch gestaltenden Schriftstellern, und alle sind zugleich religiöse Bücher; religiöse Bücher nicht in dem Sinne moderner Problematik, die gerade in der Zeit allgemeinsten Unglaubens die Religion besonders interessant findet und zum Spiel literarischer Geistesfreiheit macht, sondern ganz einfach wirklich religiöse Bücher, die aus der Not der Seele den Glauben suchen, ja gefunden haben und bekennen. Sie sind gänzlich untheologisch, aber sämtlich durch und durch positiv religiös. Sie sind nicht Erzeugnisse der plötzlichen Kriegsreligion, sondern wurzeln in inneren Entwicklungen ihrer Verfasser und in längst begonnenen inneren Wandlungen der Zeit. Ob sie weitgreifende und dauerhafte Wandlungen damit symptomatisch anzeigen, darüber wage ich kein Urteil, das wird die Zukunft lehren. Jedenfalls sind sie für sich selber ernste Zeugnisse wirklichen Glaubens und interessant nur für denjenigen, der selber weiß, was Glaube ist. Das gilt am meisten von dem Buche der edlen deutschen Dichterin, das von allen das uninteressanteste und darum vermutlich innerlichste ist. Eine Besprechung dieses Buches paßt darum auch sehr wenig in eine Tageszeitung, und ich komme dem Ersuchen der Schriftleitung nur darum nach, weil ich es für eine Pflicht gegen die hochverehrte Dichterin halte, ihr seltsames Buch nicht in profane Hände fallen zu lassen.

Das Buch besteht aus vierundzwanzig Briefen, geschrieben an einen schönen und geliebten Freund in der Nacht bis jedesmal zum Aufgang des Morgensterns. Sie plaudert mit ihm wie Schere-

zade mit dem Kalifen. Sonst spielt der Freund keine Rolle, und das wunderliche Gleichnis mit der arabischen Märchenerzählerin erscheint gegenüber dem Ernst und der Sachlichkeit des Stoffes vollkommen unpassend. Ist dieser Kontrast gewollt und warum? Ist die gedämpfte Grotte der Ursprung dieser Betrachtungen, in denen ein liebevolles Frauenherz den Geliebten zu einer Vereinigung im Höchsten und Besten führen will gleich den Entsagenden in Wilhelm Meisters Wanderjahren? Jedenfalls treten diese romantischen Maudslustien ganz zurück. Mit ein paar Worten sind sie jedesmal erledigt, und wer um ihretwillen das Buch lesen wollte, wäre schwer enttäuscht.

Die Hauptsache ist der Gegenstand einzig und allein: Luthers grundgütige, gewaltige und kindliche Persönlichkeit, die Macht und Kraft seines Glaubens, das ewige menschliche Recht seiner Lehre bis in alle Einzelheiten der Dreieinigkeitslehre, der Christologie, der Abendmahlslehre, des Teufels- und Wunderglaubens, des Geos und Anthropozentrismus, der gewaltigen, aber manchmal erschreckenden Kernworte über Sünde, Gnade, Freiheit, gute Werke, Demut, Armut und Selbstverleugnung. Es ist, wie wenn die gewaltige Seelenmacht Luthers die ganze Liebe und Gläubigkeit der Frau in sich gefogen hätte. Sie geht mit ihm durch dick und dünn, ergreift seine Partei gegen Katholiken, Reformierte, Humanisten, Wiederläufer und Nationalisten, auch gegen Goethe und Schiller, wobei sie in ersterem trotz allem einen Sohn Lutherischen Geistes sieht und in allem Antifisieren moderner Menschen ein Nachlassen und Armwerden des Christlichen und modernen Persönlichkeitsgeistes. Freilich liebt sie auch nicht die lutherischen Theologen und die Theologen überhaupt, die nach ihrer Meinung Luther verkleinlicht und verballhornt haben. Sie weiß, daß es keine Religion ohne Kultus, Offenbarung und gemeinsamen Glauben, kein Christentum ohne Kirche gibt, die den Geist stets an das Konkrete und Historische bindet und durch die Sinnlichkeit vermittelt; aber sie hofft auf eine neue Kirche jenseits von Katholizismus und Protestantismus, die auch wirklich den „Geist“ und nicht irgendeine Theologie an diese Mittel und Autoritäten bindet. Das Wesen des Lutherischen und christlichen Geistes selber aber besteht ihr im Glauben, in der völligen vertrauenden Seelenhingabe an Gottes Liebe und Gnade, in der der Mensch zu Kraft und Freiheit kommt, Herr über alle moralische Menstlichkeit und Korrektheit wird, in der gerade die große und starke Sünde von sich selber loskommt, indem der Mensch seinen Schwerpunkt aus dem endlichen Ja in das göttliche Leben hinüberverlegt und in diesem mit allen Brüdern und allem Göttlichen in der Welt eins wird. Das gibt dann ein Leben der Naivität und des Vertrauens, der Selbstverleugnung und Menschengemeinschaft, der unbefangenen Lebensfreude und des gewaltigen Sündentrostes, wovon der moderne Mensch der Wissenschaft, des Denkens, der Bewußtheit, der Staatsmaschine und des wirtschaftlichen Fortschritts keine Ahnung mehr hat, das ihn aber

Not und Verzweiflung wieder suchen Lehren wird. Luthers Glaube paßt nicht in die Zeit. Darüber ist sie sich vollkommen klar, klarer als viele Theologen. Aber sie sieht das Unrecht nicht bei Luther, sondern bei der Zeit.

Wer die älteren Schriften der Dichterin kennt, wird fragen: wie kommt Saul unter die Propheten? Jene Schriften waren einzigartig in aller modernen deutschen Literatur, weil sie noch ein schlichtes, klares, melodisches Deutsch schrieben, ein Deutsch, das an Goethe gemahnte und mit dem modernen berufsmäßigen Schwulst und Esprit der Literaten nichts zu tun hatte. Und in dieser wunderbaren Sprache verkündeten sie das Recht der Phantastie, der Liebe, der Leidenschaft in dem reinen Sinne eines unendlich liebenden und feinfühligem Frauenherzens, aber in schrankenloser, traumhafter Entfesselung. Das war gewiß wundervoll, aber es war sehr wenig christlich und sehr wenig lutherisch. Mit Luther in Verbindung gekommen ist die Dichterin wohl erst durch ihre Vorstudien zur Darstellung des Dreißigjährigen Krieges, zu jenem Buche, das wie der Sonnenstrahl ist, in dem die Stäubchen unübersehbar wirbeln. Da mag sie Luthers Gestalt gepackt haben und aus jenen Stäubchen zu ihrer mächtigen Wirkung herausgeschleudert worden sein, bis sie zum Niesen und Heroen aufwuchs. Auch von Paracelsus und Kepler oder Jacob Böhme mag sie da vieles gelesen und Liebgewonnen haben. Aber die eigentlichen Gründe liegen natürlich tiefer. Es wäre indiskret, hier weiter eindringen zu wollen, als die Dichterin selbst andeutet. Sie spricht von der Größe und Rücksichtslosigkeit der das eigene Ich und die Creatur vergötternden Leidenschaft, die Gott verdrängt und sich selbst verkennen lernen muß, wenn Gott wieder Herr in der Seele werden soll. Nur durch starke und kühne Sünde kommt man zu starkem und von allem Moralisieren freien Glauben.

Es bleibt die Frage: wie weit ist der Luther, den die Dichterin empfindet und schildert, der echte, alte, historische Luther? Auch hier ist die Antwort einfach: das Wesentliche an Luthers Glaube ist vollkommen echt und tief empfunden; aber die religiöse Vorstellung und Ideenwelt Luthers ist mit der ganzen Unverantwortlichkeit, die schöne Frauen gegenüber dem Realen empfinden, ungedeutet und mißverstanden. Es ist keine Spur historischen Verständnisses, aber sehr viel religiöses Verständnis in dem Buche. Luthers Lehre wird als mythische und bildliche Form für religiöse Ideen behandelt, wie wir es von Hegel und seiner Schule und mehr noch von den alten christlichen Gnostikern kennen. Deren Lehre war eine auf veralteten Ueberlieferungen des Orients und neuen hellenischen Philosophemen beruhende Naturphilosophie, die in die inneren Spannungen und Gegensätze der leiblich-menschlichen Götternatur die Heilsgeschichte der christlichen Erlösung und Gnade hineindichtete. Ganz ähnlich behandelt die Dichterin Luther als dualistischen Monisten, der in allem Sinnlichen, Endlichen, Konkreten, Historischen die Selbstentzweiung und Selbstverjüngung des göttlichen Allgeistes empfindet und in dem Idealmentischen Christus die uns alle personifizierende Personwerdung des Allgeistes gläubig ergreift. Himmel und Hölle, Teufel und Gott, Erbünde und Gnade, Diesseits und Jenseits sind rein innere Zuständlichkeiten. Die Person stammt aus Gott und geht in ihn zurück, sie ist die Ver menschlichung und Verendlichung Gottes, die in Sünde fällt, wenn sie ihre Endlichkeit bejaht, und die Sünde überwindet, wenn sie Gott bejaht. Die Auferstehung ist das Gläubigwerden und vollendet sich im Tode der Person, der die Rückkehr ist in Gott. Es erinnert bisweilen mehr an Paracelsus und Kepler als an Luther. Das ist auch das einzige, was sie an Luther vermisst, daß er die moderne Naturwissenschaft noch nicht gekannt hat. Diese würde ihn, so meint sie, auf diesen Weg geführt haben.

Auf die Weltflucht dieses gnostischen Systems wird Luthers Lehre zum Teil unter recht abstrusen Umständen projiziert. So ist es die letzte Frage, ob Luthers Glaube, wie die Dichterin mit Bedacht im Titel sagt, von der unmöglich gewordenen Dogmatik des historischen Luther losgelöst und an diesem neuen Bild der Welt befestigt werden könne und müsse, wenn er den Menschen statt des Wissens wieder Kraft, statt des Gehirns wieder Herz geben solle. Die Frage ist hier nicht zu beantworten. Der Dichterin ist Luthers Glaube wichtiger als das neue naturphilosophische Gewand, und da dem Leser wahrscheinlich das letztere immer noch wichtiger ist als der erstere, so braucht bei dem Mangel der Voraussetzungen von den Folgerungen und Einkleidungen nicht weiter die Rede zu sein. Die Dichterin wollte vom Glauben handeln, nicht vom System, und erwartet für diesen Glauben erst wieder Verständnis, wenn ein zerstampftes und verarmtes Europa ihn nötig haben wird, wenn insbesondere die Deutschen Sieg oder Niederlage im Ernst, und nicht in der Phrase, aus Gottes Hand zu empfangen und auf ihr altes geistiges Teil sich wieder besinnen gelernt haben werden.

Die Dichterin empfindet Großdeutsch und sucht die deutsche Genialität im alten Kulturdeutschland. Die Kolonialdeutschen und das preussische System empfindet sie als etwas Fremdes und glaubt nicht recht an die Bestimmung der Deutschen zum Weltstaat und Weltvolk. Sie glaubt eher an eine Bestimmung der Deutschen zum Martorium, wenn sie auch natürlich einen Sieg lieber sähe. All das ist nun wieder völlig unzeitgemäß, wenn auch Luthers Glaube wahrlich nicht fernstehend. Es ist der alte Streit zwischen den religiösen Geistesmenschen und den Weltmenschen, der durch die ganze Geschichte des Christentums hindurchgeht und den die von der Dichterin so wenig geliebten Theologen meistens wegzudeuten pflegen. Die Dichterin wagt nun freilich selbst nicht ganz unbedingt das Opfer und das Leiden zu bejahen; ein Sieg, klarer

Gottes genommen durch schwere Leiden hindurch, würde ihrem Herzen offenkundig lieber sein. Das wird beim Leser naturgemäß in noch viel höherem Grade der Fall sein, und er wird heute aus guten Gründen ihr nicht weiter in die Abgründe dieser tiefen und ersten Fragen folgen wollen.

## Ein badischer „Schullehrer“, Karl Philipp Kayser.

Von Vili Preisemann, Karlsruhe.

Der handschriftliche Nachlaß des Heidelberger Universitätsprofessors Karl Ludwig Kayser liegt in der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek, Handschriftenabteilung, aufbewahrt. Er enthält als wertvollsten Bestand die Briefe namhafter und berühmter Gelehrten des In- und Auslandes an Kayser. Aber auch einiges von den Papieren Karl Philipp Kayser's, des Vaters (1773—1827), hat sich in ihm erhalten. Aus ihnen sei hier eine kleine Auslese mitgeteilt.

K. Ph. Kayser bekleidete am Heidelberger reformierten Gymnasium erst die Stelle eines dritten „Schullehrers“, dann die des Direktors. Die Leute jener älteren Zeit konnten sich noch den Luxus einer gründlichen Vielseitigkeit gestatten, ohne in Dilettantismus in einzelnen zu verfallen: so war Kayser außerdem noch a. o. Professor an der Universität, Mitleiter des Creuzerschen philologischen Seminars und Bibliothekar; dazu leitete er ein Privat-Institut für Knaben und war literarisch und wissenschaftlich tätig.

Doch galt seine Hauptarbeit der Schule. Viele seiner Entwürfe zu Protokollen, Schul- und Konferenzreden, nicht unwichtige Dokumente für die Geschichte des alten Heidelberger Gymnasiums und des Schulbetriebs jener Zeiten haben sich gleichfalls im Nachlaß des Sohnes erhalten. Sie geben Zeugnis von den großen Schwierigkeiten, mit denen der damalige Direktor und Lehrer zu kämpfen hatte. Da war es zu allem anderen noch die leidige Lücke des Objektes, nicht nur die des unheimlichen Discipulus, mit der ohne Unterlaß zu ringen war! Da ist kein Geld im Staat, die Professoren reichen nicht aus mit ihrem wirklichen Hungerlohn; ihren Schulraum, meist zu klein für die Klassen, müssen sie aus eigenen Mitteln heizen lassen! Da soll eine Wand zur Vergrößerung eingeschlagen werden — wer bezahlt den Arbeiter? Da spielen im Kollegium gewöhnlichste Intrigen; der „Schullehrer“ Kayser fühlt sich vom Kollegen Martens beschimpft und verdächtigt; er weigert sich, in den Konferenzen weiterhin zu erscheinen, die sein Gegner besucht. Langwierige Verhandlungen mit Oberkirchenrat und Ministerium; Akten und Protokolle bleiben unterwegs liegen; höflich muß man sie bitten. Aber immer wieder finden sich Männer oben, die mit Rat und Tat der Anstaltsleitung zur Seite stehen und dem Gymnasium ihre persönliche Teilnahme schenken.

Zu ihnen gehörte J. P. Hebel. In seiner Eigenschaft als Prälat besuchte er die Schulen des Landes, er nahm an öffentlichen Feiern und Veranstaltungen auch des Heidelberger Gymnasiums teil. Er hatte Einblick in die Verhältnisse, durch seine Hände gingen die mannigfaltigen Anstaltsprotokolle, er befaßte sich auch mit der wichtigen Gehaltsfrage... Aus solchem Milieu kommt der folgende Brief Hebels (Nachlaß Kayser 288):

„Wohlgebohrener Hochzuehrender Herr Direktor!

Sie werden nächster Tage das jüngste Protokoll der Konferenz zurückerhalten, während Sie noch auf ein früheres wichtigeres warten. Sehen Sie ja mich nicht für den an, der die Sache aufhält. Die Fögerung liegt an einem andern Ort. Ich bin es einmal mir schuldig, Ihnen dies zu sagen. Die Anträge finden neue Schwierigkeiten. Mögen Sie am Ende desto mehr zu Ihrem Vergnügen und zum Wohl des Instituts ausfallen. Sie sorgen unterdeß mit bekannter Treue für dasselbe, so gut Sie können. Die 50 Gulden für den Religionsunterricht hoffe ich noch zu retten. Diese Verbilligung sollte keinem Anstand unterliegen. Ich unterlasse nicht die Sache zu betreiben. Der Himmel möge Ihnen ein freudiges Neu Jahr eröffnen. Mit vollkommener Hochachtung

Ihro ergebenster Diener Hebel.

KA d. 31. December 1822.“

Der Brief ist ohne Belang für Hebels Geschichte und Biographie; ich weiß nicht einmal die näheren Umstände zu berichten, die ihn veranlaßt haben. Gätten wir Kayser's sorgfältig geführte Tagebücher hier — sie sind nach Rosario verschlagen —, sie gäben auch darüber vermuthlich Aufschluß. Die Zellen geben auch nichts für Hebel besonders Bezeichnendes, aber für einen späteren Sammler der Hebel-Korrespondenz wird selbst dieses geringfügige Schreiben nicht verächtlich sein. Das Protokoll, von dem die Rede ist, mag ähnliche Fragen behandelt haben, wie das folgende aus jener Zeit. Es ist undatiert (Nachlaß Kayser 277, Gymnasium Heidelberg 1808—1827): Kayser legt der Lehrerkonferenz seinen „Entwurf eines Protokollartikels“ vor mit der Bitte, „was Sie im Ausdruck und Inhalt zu ändern finden, beizuschreiben“. Das Ministerium in Karlsruhe wird um Erhöhung der Gehälter gebeten.

„Die hohe Stelle wird sich selbst davon überzeuget, daß die Lehrer des hiesigen überhaupt wenig beängstigten Gymnasium nicht hinreichend honorirt sind, wenn dieselbe in Erwägung sieht, daß

1) sowohl der erste protestantische als der erste katholische Lehrer, wovon jener bald 30, dieser 18 Jahre am Gymnasium angestellt ist, bei weitem nicht so besoldet sind, wie der erste katholische Lehrer in Mannheim, Karlsruhe, Rastatt; daß

2) der zweite katholische Lehrer, welchem freie Wohnung im Seminarium zugesichert ist, die er aber wegen Frau u. Kinder nicht benutzen darf, einen Schaden von 150 fl jährlich erleidet;

3) die zweite u. dritte protestantische Lehrstelle jede mit einer jährlichen Abgabe von 100 fl belastet ist; daß

4) die Lehrer des hiesigen Gymnasiums, wohl gegen den Gebrauch anderer Gymnasien u. Lyceen, wenigstens des Mannheimer, das Cnus haben, ihre Lehrfäle aus eigenen Mitteln heissen zu müssen; daß

5) die Lehrer jene Erhöhung des Schulgeldes auch darum in Vorschlag gebracht haben, um fernerhin im Stande zu sein, es den unbemittelten aber talentvollen Schülern zu erlassen, da sich durch die große Anzahl der Gratisten ihre Einnahme an Honorar weit mehr vermindert, als das ausmacht, was die Erhöhung des Didactum einer Classe einbringt."

Welchen Erfolg das Kollegium mit diesen und weiteren Vorschlägen erzielt hat, geht aus den mir vorliegenden Akten nicht hervor. Aber schon diese Notizen zeigen, wie wenig rüstig die Lage eines damaligen Gymnasiallehrers war. Dazu die Schuljugend selbst! Unzweifelhaft war ihr damals ein Aufgabepensum zugebracht, mit dem sich das heutige nicht entfernen lassen kann. Aber es schadete ihr so wenig, daß sie nicht geringer zu übeln Streichen und Ausschreitungen neigte als die heutige und damit zu erheblichen Klagen und Beschwerden Anlaß bot. Sehr ernst nahm man es, wenn die genau umschriebenen Verbote des Wirkshausbesuches und der Teilnahme an geheimen Verbindungen überschritten wurden. Ein Konferenzprotokoll vom 4. Juli 1825 berichtet ausführlich über die verschiedenen Stadien, in die der Gott des Alkohols tüchtigerweise die vorbelasteten Lyzeisten Leonhard Deeken und Alexander Sartorius, vor allem aber Josef Kolb geführt hat! Sie brachten den Mittag des 29. Juni, eines Feiertags, im Wirkshaus zum Löwen in Schlierbach zu. Die Folgen bucht das Protokoll:

"Ersterer betrank sich überdies so sehr, daß ihn letzterer führen und in sein Logis bringen mußte. Beim Verhöre... versicherten beide, sie hätten geglaubt, nicht gegen das Gesetz, das den Schülern der 2 oberen Classen bei ländlichen Spaziergängen nur in Ortschaften, die über eine Stunde schon von der Stadt entfernt seien, einzufahren gestattet, zu handeln... also hätten sie auch die Lehrstunde an sie als Mitglieder der aufgelösten geheimen Gesellschaft ergangene Androhung der Ausweisung nicht fürchten können... Deeken äußerte, er könne nicht begreifen, wie er von einem Krüge Bier, den er in einer Zeit von 2 Stunden getrunken, habe so betrunken werden können. Am demselben Tage fand ein unanständiger Auftritt auf dem Magern Hofe statt. Jos. Kolb, Friedr. Herrmann u. Gerhard Freudenberger, alle aus V, kamen vom Wolfsbrunnen, wo sie Bier getrunken hatten, an den Magern Hof. Bei Erblickung des Jos. Steinwars, der dort herunter sah, — er war hingegangen, um Bier zu trinken — rief Kolb: da sitzen die Verräter. Darauf habe er (Steinwar) heruntergerufen, Kolb sey ein dummer Junge; Kolb habe fortgefahren zu schimpfen: Verräter, Esel, Vieh, er (Kolb) sey bei der Badenia und werde ewig dabei bleiben... Zeugnissen des Kolb, der den Hergang zu seinen Gunsten darstellt, weitere Verwicklungen. Beschluß der Konferenz, die berechtigt wäre, die Sünder zu relegieren:

1) Die drei genannten sollen eine verschärfte Carcerstrafe von 3 Tagen und 3 Nächten (korrigiert aus ursprünglich nur 2!) bestehen.

2) Durch Handgelübniß und von Herzens Grund versprechen, allen Umgang mit den Mitgliedern der förmlich aufgelösten verbotenen Gesellschaft Badenia aufzugeben, d. h. weder auf den Zimmern u. in der Wohnung mit ihnen zusammen zu kommen, noch Spaziergänge mit ihnen zu machen..."

3) Muß Kolb „vor seinem Religionslehrer sich mit dem Steinwar ausfühnen, aber nicht bloß zum Schein u. mit äußerlicher Geberde, sondern von Herzen u. dessen sich so verbindlich machen, es ihm nicht nachzutragen, noch einst auf der Universität rächen zu wollen.“ Die Eltern erhalten natürlich Nachricht von diesen Vorgängen und die Akten werden aufbewahrt, damit sie dem hohen Ministerium vorgelegt werden können, falls einer der Uebeltäter sein Wort bräche und relegiert werden müßte.

Mit solchen Vergehen hat sich das Lehrerkollegium herumzuschlagen. Daß es an Sünden in der Schule selbst während des Unterrichts nicht mangelt, beweist zur Genüge ein Notenbuch K. Ph. Kayfers oder wie er es überschreibt: „Journal oder Manual“ (Nachl. Kayser 278) aus den Jahren 1825—1827. Also sein letztes Tage- und Notenbuch. Da hat jeder Schüler sein Konto mit den Rubriken: „Noten, Versäumt, Verspätet, Sonstige Bemerkungen.“ Die letzte Abteilung ist natürlich die unterhaltsamste — für uns; für Kayser die betrüblichste. Denn Gutes birgt sie nicht; wohl dem, der keine „sonstige Bemerkungen“ aufzuweisen hatte. Im übrigen gleichen sie sehr den Eintragungspalten unserer heutigen Klassenbücher. Da heißt es vom Quintaner — also Unterprimaner — Otto Abegg: „Das 9. März während der Griechischen Lektion, Sophokles, in W. Scotts: die Verlobten (Kreuzfahrer)“. M. Dittenberger: „Flegesen: geht um 10 Uhr vor Schluß der Lektion weg.“ Der Pfälzer Dichter Gottfried Nadler verfügt über gute Noten: 1. 2. II. 2., 2. 3. I. 2., 2., kommt aber sehr oft mit Verspätung an und kann sich nicht weniger als 27 Versäumnisse im halben Jahr ankreiden lassen. Außerdem schreibt er „in der Griechischen Lektion Uebersetzung des Cicero und benutzt andere Uebersetzung.“ Bei G. Schund liest

man: „Freiheit: hohlt seine Arbeit bei Nadler eigenmächtig ab.“ Im Verzeichnis des Jahres 1826—1827 fehlt Nadler in der Kayferschen Klasse. Er ging offenbar früher als die anderen zur Universität ab. Denn in einem Protokoll vom 8. August 1827 taucht er mit anderen aus seiner Klasse, die noch Lyzeisten sind, als Student auf. Dem Kirchenratssekretär Müller war ein Hund gestohlen worden, angeblich von den Gymnasiasten Sigel, Winter, D. Abegg und H. v. Pigage: „Nadler, der auch zugegen gewesen, ist Student und müßte bei dem Universitäts-Amt belangt werden.“ Die Lösung dieser Hundesaffäre bringt der Handschriftenband nicht mehr.

Ein wichtiges Verhör ging um eine „eingeschnittene Bank“; die Schnitzkünstler tragen einen Teil der Ausbesserungskosten, der „Rest der Bankrechnung in II aus der Strafkasse von II zu bezahlen.“ Ein besonderes Schmerzenskind war ein Johann Sigel. Er liefert keine Arbeiten, ist „sehr frech“, ein „Flegel“: „Zeugnis von seinem Bruder geschrieben: Carcer. Ungehorsam: ging um 10 Uhr über die Grenze, kaufte Obst, als es ungeschaut vor mir, setzte die Klappe wieder auf, überhaupt frech.“

Und so ließen sich alle möglichen Fälle ausschreiben, die freilich nur beweisen, daß die Schuljugend von jeher nicht engelgleich war, sondern zu aller Zeit eine kräftige Führerhand nötig hatte. Insofern aber war es für den Lehrer jener Zeit schwieriger, gute Disziplin zu halten, als seine äußere, öffentliche Stellung manches zu wünschen übrig ließ. Es ist sehr unerfreulich zu lesen, wie der Professor Kayser am Ende des Schuljahres 1807 ein Schreiben ergehen läßt: „An die Aeltern meiner Schüler“, in dem er die Unmöglichkeit begründet, „in den regelmäßig angeordneten Schulstunden alles umständlich und genau zu behandeln.“ Die Zeit fehle „für die so nötige Erklärung einiger Hauptpartien der Lateinischen Grammatik... für eine kurze geographische Uebersicht über das alte Italien und Griechenland... für eine kleine Vorbereitung zum Lesen römischer Dichter...“ Er erbietet sich also zu Privatunterricht, vorausgesetzt, daß „die Aeltern durch ihre Namensunterschrift erklären, daß sie nicht allein meine Bemühung gut heißen, sondern auch dieselbe zu honorieren nicht abgeneigt seien. Ein Groschen für jede Lektion von einem jeden Schüler ist, wofern mein Urtheil mich nicht trügt, wohl keine Forderung, welche das Gesetz der Billigkeit im mindesten verletzt...“

Die Namen von 15 Vätern und Müttern sind unterzeichnet, so daß Kayser seinen Privatkurs wohl beginnen konnte. Daß aber ein Lyzeumslehrer, der neben seinem reichlich bemessenen Schuldeputat ein Privatinstitut versah, wissenschaftlich arbeitete und Privatstunden erteilte, nach einem Wochentag müde wurde, weshalb er müde geworden, das können wir als sicher annehmen!

## Zu J. G. Fischers 100. Geburtstag.

Am 25. Oktober 1916 sind 100 Jahre verflossen, seit der schwäbische Lyriker J. G. Fischer in Groß-Süßen bei Göppingen geboren wurde. Der Sohn eines einfachen Zimmermanns arbeitete sich über den Volksschullehrerstand durch nachträgliches Studium an der Universität Tübingen in das höhere Lehramt empor und war seit 1845 durch 40 Jahre in Stuttgart, hauptsächlich an der Oberrealschule als Lehrer tätig, wo er in hohem Alter und reichem Ansehen am 4. Mai 1897 gestorben ist. Nach einigen noch nicht ausgereiften und unselbständigen Versuchen gab er 1854 ein Bündchen Gedichte heraus, das ihn alsbald neben die besten der damaligen Schwaben, Mörike und Hermann Kurz, stellte. Von da ab war seine lyrische Eigenart fest umgrenzt, er hat sie in einer Reihe weiterer Ausgaben von Gedichten bis in das letzte Jahr vor seinem Tod noch vertieft und ausgedehnt, ist ihr aber in den Grundzügen treu geblieben. Fischer war Idealist nach Schillers Vorbild; Schiller war ihm der Gegenstand höchster Verehrung, und er hat seine ausgezeichnete Rednergabe immer aufs neue in den Dienst der Erinnerung an Schiller und der Erhaltung seines Werkes gestellt. So hat er bei der alljährlichen Schillerfeier des Stuttgarter Niederkranzes 25 mal die Festrede gehalten und war die führende Kraft für die Schaffung des Schillerdenkmals in Marbach und für die Vorbereitung der Gründung des Schwäbischen Schillervereins.

Trotzdem ist er als Dichter in keiner Weise etwa in Nachahmung Schillers geraten. Seine innere Art ist auf diesem Gebiet Usland und Mörike viel näher verwandt. Seine vielfach leicht fangbaren und in allerlei Vertonungen besonders für Männergesang verbreiteten Gedichte zeichnen sich aus durch bis ins hohe Alter anhaltende Frische und Tiefe der Empfindung, die besonders in das Leben der Natur, der Heimat und in die Seele der Frau mit immer neuer, fast religiöser Liebe sich versenkt, durch bildhafte Kraft der Sprache, durch tiefes Eindringen in die Fragen des menschlichen Lebens. Ein gewisser schwäbischer Hang zum Grübeln ist auch Fischer dann und wann eigen, aber fast immer glückt es ihm, die Gedankenfäden klar und leicht in poetische Anschauung herauszuspinnen.

Die Reime des Dramatischen fehlten seinem schlichten Wesen und seinem im ganzen doch harmonisch sich entwickelnden Lebensgang. Wesentlich hatte er auch auf politischem Gebiet wirkungsvolle Töne, so mit dem berühmten Lied von 1849: „Nur einen Mann aus Millionen“, dessen Wunsch Fischer, 1849 noch Demokrat

und Großdeutscher, in Bismarck später erfüllt sah, oder mit einem Gedicht auf die Entlassung Bismarcks im Jahr 1890: „Ihr schmiedet ihn an die Felsenwand, den einzig freien Mann“. Engen Verkehr pflegte der gesellige und nach Mitteilung verlangende Mann mit den geistig hervorragenden Männern seines Landes, besonders mit Mörike, Th. Vischer, Pfizer, Schönhardt usw.

Mit auch das Beste seiner Lyrik nicht für einen Ruhm in die Breite geschaffen, so wird sein Gedächtnis doch durch die Sängerver- und Wandervereine, denen er viel gab, auch in den weiten Kreisen des Volkes frisch erhalten. Ein Sohn des Dichters ist der Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Tübingen, Dr. Hermann Vischer.

H. Werner, Stuttgart.

## Eine Hundegeschichte.

Aus dem Buch: Charles De Coster, Die Hochzeitsreise, ein Buch von Krieg und Liebe, aus dem Französischen zum ersten Male übertragen von Albert Weisfeldt, erschienen im Fintel-Verlag zu Leipzig, entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages den folgenden Abschnitt:

Paul und Marguerite gingen auf das Land und in die Stadt, über Berge und Täler, auf Straßen und Sträßlein, und suchten die Schaupiele des Lebens, um aus ihnen eine Belehrung zu ziehen, die später dem künftigen Sohn zugute kommen sollte; denn ein Sohn würde es sein, das kühlte Marguerite.

Sie waren in der Minoritenstraße. In der Nähe des Brunnens lag ein Haufen Salatblätter, Pflaumenkerne, Nudeln von allen Farbengattungen und Staub, augenscheinlich entstanden durch das Auslegen der Nachbarhäuser. Drei arme alte Hunde trottelten still auf den Haufen zu. Sie durchwühlten ihn; da haben sie, daß nichts für sie dabei war und schlühen so traurig weg, wie sie gekommen waren. Sie hatten ohne viel Hoffnung ein wenig Nahrung gesucht; als sie nichts gefunden hatten, waren sie keineswegs enttäuscht, da ihnen die Enttäuschung gewohnt sein mußte. Paul und Marguerite gingen ihnen nach.

Nichts konnte zugleich so traurig und so mutig sein wie die Gesichter dieser drei armen Tiere. Das abgegebene Fell verriet zusammen mit der außerordentlichen Magerkeit der hochgewachsenen Leiber, daß sie bei geringem oder gar keinem Futter Muscheln oder Sand hatten ziehen müssen, bevor sie wegen Schwäche oder Krankheit weggejagt worden waren. Der eine von ihnen, der weniger groß, aber älter war als die zwei anderen, trug noch am Halse ein Strickende, an dem eine Art Schleifnoten baumelte; des Steines, den der Knochen enthalten haben mußte, hatte sich das Tier zweifellos auf dem Grunde eines Teiches entledigt. Dieser Hund schien bis dahin von seinen Menten gelebt zu haben; denn sein Fell trug keine Spur einer Abnutzung. Sein Auftreten war weniger entschieden als das seiner zwei Gefellen.

Sie kamen selbdrift zu einem anderen Haufen, und dort fanden sie etliche alte Schwarzen und Stücke eines Fischgerippes. Das Fischgerippe verschwand alsbald. Dann gingen sie an die Schwarzen und hielten ihr mageres Mahl. Während sie sich darüber beugten und mit der ganzen Kraft ihrer Schwäche daran zogen, sahen sie sich nach rechts und links um wie Diebe, die ertappt zu werden fürchten. Sie waren so wenig gewohnt zu essen, daß es ihnen vorkam als ein Stehen ihrer Nahrung erschien.

Eine Frau aus der untersten Volksschicht, die am Arme, neben dem Ellbogen, ihren Lumpentopf trug, kam aus der Krankenstraße in die Minoritenstraße. Sie lief zu dem Haufen hin und begann ihn zu durchwühlen. Die drei Hunde ließen sich nicht stören. Sie hatten mit ihren Lumpen nichts zu schaffen. Zuerst wollte sie sie verjagen; da knurrten sie. Nun bekam sie Angst und gab sich mit ihrem Plaze zufrieden.

Das Gesicht der Frau hatte denselben Ausdruck wie die Schnauzen der Hunde. Abgesehen von dem freilich verdunkelten Abglanz des Strahles einer höheren Intelligenz, der auf der Stirn eines jeden Menschen leuchtet, war sie wie die drei Tiere traurig, gewohnheitsmäßig traurig und furchtsam durch die Gewöhnung an die schlechte Behandlung und die Verachtung aller. Auch sie glaubte etwas Schlechtes zu tun, wenn sie von einem kehrichtbaren etliche Lumpen auflos.

Plötzlich trat aus einem vornehmen Hause ein dicker Herr von fröhlichem Ansehen, der zweifellos von einem guten Essen kam und nun seiner Geliebten Guten Tag sagen ging. Den Herr begleitete ein tobarer weißer Neufundländer mit wohlgestriegeltem und gewachsenem Fell; er ging wie sein Herr mit dem festen Schritte wohlgenährter Wesen. Kaum hatte er die drei anderen Hunde bemerkt, als er wild und frech auf sie losstürmte. Furchtsam und mit eingezogenem Schweif hielten die drei Armen jeder sein Stück Schwarte unter der Pfote und rührten sich nicht.

Sie schienen diesen Reicht, dessen Fell so weiß und der so dick und fett war, anzusehen, ihnen ihre armelige Weide zu lassen.

Der Neufundländer ging verachtungsvoll um sie herum und beschimpfte sie in seiner Sprache. Sie verstanden ihn und knurrten.

Er verstand, daß sie sich ärgerten; denn nun knurrte auch er. Sein Herr sprach gegenüber von der Minoritenkirche mit einer Dame. Der Neufundländer schien unglücklich zu sein, auf welchen er sich zuerst stützen sollte. Der erste von den dreien aber ließ ihm nicht die Zeit zur Entscheidung; es war das der Kleinste, der seinerzeit so wohlgenährt gewesen war wie der Angreifer. Er sprang ihm an die Kehle. Der Neufundländer machte nur einen Ruck und schon hatte er den Armen mit zerlegten Ohren und blutendem Maul auf den Haufen geworfen. Die zwei anderen wollten auf ihn eindringen, aber der Herr pfiff seinem liebreichen Hunde; hoch den Schweif und straff die Sehnen, ließ dieser ab von seinem schwächlichen Gegner, der schreiend entfloh, um nach zehn Schritten stehen zu bleiben und von dort aus seinen Besieger in seiner Sprache zu beschimpfen.

Auf den Lärm kam ein Polizist hingelaufen.

„Was magst du da, du Luder!“ schrie er die Frau an. „Ich stecke dich ins Loch, wenn ich dich wieder ertappe, wie du in dem Haufen da Lumpen suchst!“

Die Ärmste antwortete nichts; sie warf nur auf den Polizisten einen zugleich haßerfüllten und furchtsamen Blick und entfernte sich langsam wie ein Wesen, das jeden Schimpf und jeden Unglimpf gewohnt ist.

Marguerite standen die Tränen in den Augen.

„Du weinst“, sagte Paul.

„Ach“, sagte sie, „die arme Frau, die armen Hunde! — Gib mir dein Geld, alles, was du hast.“

„Etwas behalte ich“, erwiderte Paul, „um Leber zu kaufen.“

Marguerite lief zu der Frau hin und schüttete ihr den Inhalt seiner Börse in die Hände. Sie kam zu ihrem Gatten zurück; der blickte nach allen Seiten herum.

„Nirgends ein Fleischer“, sagte er; „aber halt, da ist wenigstens ein Bäcker.“

Er ging in den Laden und kaufte Brot. Die drei Hunde waren zu dem Hause zurückgekehrt. Paul gab ihnen Brot und sprach gütig mit ihnen.

Er reichte Marguerite den Arm und sie sagte, als sie weggingen: „Paul, sie gehen uns nach. Aber warum preßest du so die Lippen zusammen? Bist du zornig?“

„Ich habe ein absonderliches Gefühl. Weib, wenn wir ja einen Sohn haben, wie ich hoffe, so lehren wir ihn alles, was wir wissen, alles, was wir zusammen gesehen haben. Machen wir aus ihm ein wackeres, starkes, mutiges Wesen. Er soll tüchtig sein und leben können. Zeigen wir ihm die Welt, wie sie ist, wo der Kram, den die List feilhält, von der Gewalt verteidigt wird. Nur arm soll er nie sein, unser Sohn! Nie möge er aus dem Wohlstand einen auch nur vorübergehenden Fall in die Dürftigkeit tun! Dann würde er sehen, was die Welt an barscher Grausamkeit unter dem Honig ihres Lächelns verbirgt. Ach, ich getraue mich nicht, daran zu denken, Marguerite. Er könnte von Geburt aus schwach, verschwendisch, leichtsinnig sein, sich zugrunde richten, arm werden und in den Abgrund stürzen. Arm sein, das heißt, von allen immer und zu jeder Zeit ungestraft beschimpft, gehetzt, überfallen, verachtet und verleumdeter werden. Wenn ihm ein wenig Stolz verbleibt und er sucht Arbeit, ohne sich zu erniedrigen, so wird man ihm ein Verbrechen aus dieser notwendigen Tugend machen, die man dummen Hochmut nennen wird. Hält er auf reine Wäsche und ordentliche Kleidung, so wird man sagen, er täte besser daran, seinen Bäcker zu bezahlen, als so viel Geld für seine Wäsche auszugeben. Die Dummköpfe, die ihn anfallen werden, werden nicht begreifen, was dieser letzte Aufschrei von Wohlstand bedeutet, der ihn noch, wenn auch nur weitläufig, mit der Welt der Glücklichen verbindet, aus der er einen so tiefen Sturz getan hat. Wenn er als Künstler und Gelehrter von trockenem Brot und lauem Wasser lebt, um sein Werk zu vollbringen, so werden sie sagen, er täte besser daran, sich anwerben zu lassen und eine Platte auf die Schulter zu nehmen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie dumm und roh meistens die Teilnahme der Dessenlichkeit an dem Leben derer ist, die leiden und nichts sonst verlangen, als daß man ihnen Zeit läßt, sich aufzurichten. Wenn sie dem Mangel und den unfruchtbaren Kämpfen erliegen und wie Löwen hinstinken, die vor Erschöpfung sterben und nicht mehr beißen können, so kommt ein jeder, um ihnen den Gletschertritt zu geben. Marguerite, diese Hunde, dieses arme Weib, dieser Polizist, dieser Neufundländer, dieser feiste Reiche — das ist das Leben, wie es jetzt ist, wie es vielleicht immer sein wird. Alles einigen wenigen, nichts oder schier nichts den anderen! Aber pflanze dem Kinde mir ja keinen Haß ins Herz. Sag ihm, daß der Mensch, der sich für so groß hält, nicht besser daran ist als das Tier, sobald man ihn anfaßt. Sag ihm, daß sie allesamt Mühe haben, sich ihren Unterhalt zu beschaffen, und daß es gerecht ist, daß sich jedes den seinigen beschafft.“

„Mich friert bei deinen Worten, Geliebter!“

„Besser, die Mutter friert“, sagte Paul, „als daß den Sohn hungert.“